Schicksale, die heute noch bewegen

Tausende Menschen wollen weiterhin jedes Jahr in Erfahrung bringen, was ihren seit dem Zweiten Weltkrieg vermissten Angehörigen zugestoßen ist. Es gibt eine Stelle, die Antworten liefert – doch wie lange noch?

Von Eva Schläfer

Ein Briefumschlag aus München brachte Irmgard Völker endlich Gewissheit – 78 Jahre, nachdem ihr Vater Anfang Mai 1945 von russischen Soldaten festgenommen und vor den Augen der damals Fünfjährigen abtransportiert worden war. In ihrem heutigen Zuhause bei Wiesbaden öffnete sie im vergangenen Jahr den Umschlag und erfuhr, wie lange Albert, ein Schneidermeister aus dem Sudetenland, noch gelebt hatte nach seiner Inhaftierung. Wo er starb. Und wo er begraben liegt.

Irmgard Völker ist eine von vielen Tausend Menschen, die sich noch immer Jahr für Jahr an die Suchdienst-Mitarbeiter des Deutschen Roten Kreuzes in München wenden. Am dortigen Standort sind sie für die Suchanfragen rund um den Zweiten Weltkrieg zuständig. Zu Spitzenzeiten waren es mal 600 Mitarbeiter, heute sind es noch 52. Im vergangenen Jahr – fast 80 Jahre nach Kriegsende – haben sie rund 8000 Mal recherchiert, um Menschen eine Antwort darauf zu geben, was deren Angehörigen einst zustieß. In knapp der Hälfte der Fälle ist das auch gelungen.

Für das, was sie tun, verwenden sie den Begriff „Schicksalsklärung“ – und wissen nur zu gut, welche Verletzungen ein Krieg hinterlässt, auch bei nachfolgenden Generationen. Denn wer seit dem Zweiten Weltkrieg vermisst wird, taucht heute nicht mehr plötzlich auf. Vermisst bedeutet, und das eigentlich schon seit den Sechzigerjahren: nicht mehr am Leben.

Johanna Treß ist die Standortleiterin des Suchdienstes in München und mit ihren 33 Jahren so jung, dass sie schon der Urenkelgeneration angehört, die mittlerweile immer häufiger von sich aus oder auch in Unterstützung der Großeltern einen Suchantrag beim DRK stellt. „Für Urenkel fällt das heute zu einem gewissen Grad schon unter Familienforschung, aber für die oft noch lebenden Kinder der Gesuchten geht es um Menschen, die sie selbst noch kannten und bis heute schmerzlich vermissen“, sagt die Historikerin Treß, die seit fünf Jahren beim Suchdienst arbeitet und ihn seit gut einem Jahr leitet.

Als der Suchdienst seine Arbeit nach Kriegsende 1945 aufnahm, ging es häufig noch darum, Familien wieder zusammenzuführen. Viele Hunderttausende von Männern befanden sich zu diesem Zeitpunkt in Kriegsgefangenschaft. Speziell bei jenen, die von den Sowjets gefangen genommen worden waren, wussten die Angehörigen zu Hause meist nicht, wo sie waren, ob sie noch lebten. Zusätzlich waren bei der Flucht von Millionen von Menschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie sowie bei den großflächigen Bombardierungen deutscher Städte in den letzten Kriegsmonaten Familien auseinandergerissen worden. Millionen von Menschen fanden in den Vierzigerjahren und noch bis Mitte der Fünfziger wieder zueinander, häufig mithilfe des Suchdiensts.

In kleinem Umfang hatte bereits der Gründer der Internationalen Rotkreuz-Bewegung, der Schweizer Henry Dunant, im Jahr 1859 bei der Schlacht von Solferino mit einer Art Suchdienst begonnen. Südlich des Gardasees kämpften Napoleons Truppen gemeinsam mit den Italienern gegen die Österreicher. 40.000 Soldaten starben, unzählige Verwundete blieben auf dem Schlachtfeld zurück. Dunant machte es sich zur Aufgabe, deren Mitteilungen entgegenzunehmen und sie an die Familien zu überbringen. Schon während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 begann die systematische Suchdiensttätigkeit des Roten Kreuzes in Deutschland. Doch zu einer dauerhaften Institution mit einer staatlichen Förderung wurde der Suchdienst des DRK erst mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Damals forderte zunächst das DRK selbst alle Deutschen auf, vermisste Angehörige zu melden. Nach Gründung der Bundesrepublik rief auch die Bundesregierung immer wieder dazu auf. Und die Menschen taten das millionenfach. So entstand beim Suchdienst im Laufe der Jahre die „Zentrale Namenskartei“. Auf über 50 Millionen Karteikarten hielten die Mitarbeiter Details zu über 20 Millionen Suchenden und Vermissten fest. Auf diese Karteikarten, die, wenn vorhanden, auch mit einem Bild des Vermissten versehen waren, konnten sie dann bei späteren Anfragen zurückgreifen beziehungsweise ihnen weitere Informationen hinzufügen. So gingen die Mitarbeiter gezielt auf die Heimkehrer aus der Sowjetunion zu und befragten sie zu vermisst Gemeldeten, die mit ihnen gemeinsam in den gleichen Truppeneinheiten gedient hatten. Von 1957 an wurden dann die sogenannten Vermisstenbildlisten erstellt, die circa 1,4 Millionen Wehrmachtsverschollene nach Einheiten aufführten.

Vermisstenkarte eines Soldaten der Wehrmacht
Foto Thomas Dashuber

Diese 225 großformatigen Bände mit ihren mehr als 125.000 Seiten sind in einem kargen Archivraum des Suchdiensts unter künstlichem Licht in Regalen aufgereiht. So nüchtern sie auch aussehen, legen sie ein erschreckendes Zeugnis ab von dem Leid, das der von den Nazis ausgehende Zweite Weltkrieg auch über die Deutschen gebracht hat. Auf jeder Seite sind je 20 Menschen abgebildet, fast ausschließlich Männer. Vermisst im Feld, vermisst in Kriegsgefangenen- oder Arbeitslagern, oft auch vermisst ohne irgendeinen Hinweis darauf, was ihnen zugestoßen sein könnte. Zudem existieren 26 Bände mit verschollenen Zivilisten.

In anderen Räumen lagern noch ein Teil der Karteikartenkästen sowie weitere Dokumente in Papierform. Johanna Treß, die den Besuch durch das Archiv führt, zieht einzelne Akten hervor. Auf einer Karte, die sie vorzeigt, steht über einen 1910 geborenen Mann: „Mit hoher Wahrscheinlichkeit bei den Kämpfen, die von Anfang Januar bis Ende Februar 1945 in Italien geführt wurden, den Tod gefunden.“

Irmgard Völker, Jahrgang 1940, kann sich noch an die russischen Soldaten erinnern, die am 2. Mai 1945 in das Dorf im Sudetenland kamen, in dem sie mit ihrer Familie lebte. Das damals fünf Jahre alte Mädchen sah mit an, wie ihr Vater Albert, der sich versteckt hatte, von den Soldaten entdeckt und mitgenommen wurde. Ihre Mutter Anna und sie blieben noch ein Jahr im Ort, wurden dann vertrieben und kamen über Franken nach Wiesbaden-Delkenheim, wo sich Verwandte bereits niedergelassen hatten.

Johanna Treß leitet den DRK-Suchdienst in München. Akten gibt es dort noch, der Großteil der Unterlagen ist mittlerweile aber digitalisiert.
Foto Thomas Dashuber

„Meine Mutter hat auf der Suche nach meinem Vater Briefe über Briefe geschrieben“, sagt Völker. 1960 stieß die Mutter dabei auf einen Mann, der mit dem gelernten Schneider kurz nach der Verschleppung ein paar Tage lang im ehemaligen KZ in Auschwitz festgehalten worden war, das nun die Russen nutzten. Doch von da an verlor sich Alberts Spur. Anna Riedel starb 1991 im Alter von 87 Jahren, ohne erfahren zu haben, was mit ihrem Ehemann geschehen war.

Für viele Betroffene dieser Generation ist es tragisch, dass sich der Eiserne Vorhang nicht früher hob. Denn erst diese weltpolitische Wende ermöglichte den Zugang zu Unterlagen aus russischen Staatsarchiven, die in der Phase des Kalten Kriegs nahezu komplett verschlossen gewesen waren. Als sich die neue Quelle herumsprach, erlebte der Suchdienst eine erneute Anfragewelle – auch aus den neuen Bundesländern. Die Erfassung der Vermissten hatte sich nach 1949 auf den Westen Deutschlands beschränkt, sodass die Suchenden in der damaligen DDR bei den Registrierungen unberücksichtigt blieben. Vielen Antragstellern konnte nun endlich eine Antwort gegeben werden; seit 1992 bis heute wurden weitere rund 255.000 Vermisstenschicksale geklärt. In den Lagern hatten die Russen teilweise ziemlich penibel Buch darüber geführt, wen sie festhielten, was sie den Gefangenen abverlangten – und auch, woran diese starben.

Johanna Treß zeigt exemplarisch einen solchen Fragebogen aus sowjetischem Bestand. Starb ein Gefangener, wurde der Fragebogen um Totenschein und Bestattungsurkunde komplettiert. „Häufig ist als Todesursache Dystrophie angegeben. Die Menschen sind also verhungert“, sagt Treß. Auch Herzinsuffizienz, Lungenödeme und Seuchen fänden sich immer wieder.

Auch Albert Riedel, Irmgard Völkers Vater, soll laut der Dokumente an Dystrophie gestorben sein. In einem Artikel hatte Völker gelesen, dass der Suchdienst des DRK noch immer aktiv ist. Sie bat ihren Sohn Dirk, sie zu unterstützen. Er gab auf der Website des Suchdienstes die rund um die Verschleppung seines Großvaters bekannten Daten ein. Etwa ein Jahr dauerte es, dann kam die Antwort aus München. Die Wartezeit war keiner komplizierten Suche geschuldet; in den meisten Fällen geht diese durch den digitalisierten Archivbestand recht flott. Es ist vielmehr die Anzahl der Anfragen im Vergleich zur Anzahl der Mitarbeiter, die für Verzögerungen sorgt.

Im Umschlag befand sich die schriftliche Auskunft über den Verbleib von Albert Riedel. Und ein Totenschein. Als Todestag ist der 2. August 1945 angegeben. Genau drei Monate, nachdem Riedel im Sudetenland festgenommen worden war, starb er in einem Lager im heutigen Kasachstan. Dort hatte er in einer Ziegelei arbeiten müssen. Dort fand er seine letzte Ruhe.

Beiden – Tochter und Enkel – bricht am Telefon die Stimme, als sie beschreiben sollen, warum es wichtig für sie ist, Alberts Schicksal geklärt zu haben. Nicht nur wegen der Gefühle, die sie überwältigen, fällt es ihnen schwer, Worte zu finden. „Ich habe mich sehr aufgeregt, als das Schreiben kam“, sagt Irmgard. Nun sei es aber gut, Gewissheit zu haben. Und Dirk ergänzt, auch er habe wissen wollen, was passiert sei mit dem Großvater, von dem er seit seiner Kindheit Fotos kannte. Innerhalb der Familie sei nicht ständig, aber immer wieder über den Vermissten gesprochen worden.

Johanna Treß erzählt, dass sie manchmal Dankesbriefe erhalte, in denen ihr Menschen schrieben, sie fühlten sich ihrem Vater näher – nun, wo sie wüssten, was geschehen sei. An ihrer Tätigkeit mag sie das Gefühl, „Menschen konkret helfen zu können“. Wie lange sie dieser noch nachgehen kann, weiß sie allerdings nicht. Die Existenz des Suchdiensts rund um den Zweiten Weltkrieg, der vom Bundesministerium des Innern finanziert wird, ist momentan bis Ende des Jahres 2025 gesichert. Derzeit laufen die Verhandlungen für die Finanzierung von weiteren fünf Jahren. Johanna Treß würde sich wünschen, dass sie am Standort München noch bis zum Jahr 2045 weitermachen können. „Ich fände es angemessen, den Suchdienst genau so lange anzubieten“, sagt Treß. Noch immer sind etwa 1,3 Millionen Schicksale nicht geklärt.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv